Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 21 | Sonntag den 27. Mai | 1906

Goldlenchen.

(1. Fortsetzung.) Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

„Ja, Tante,“ sagte das junge Mädchen, „ich lese leidenschaftlich gern, und wenn ich ein schönes Buch vor mir habe, dann habe ich für gar nichts anderes mehr Sinn. Aber daran ist der Vater schuld, der seine größte Freude daran hatte, wenn ich als kleines Kind schon tagelang auf der hölzernen Bank an dem großen, grünen Ofen in seiner Amtsstube hockte und die Märchenbücher verschlang, die er mir immer aus Zürich und Basel mitbrachte. Ach, Tante! — das waren himmlische Stunden meiner Kindheit, wenn ich beim Vater sitzen und lesen konnte, während draußen die anderen Kinder ihre Zeit mit dummen Spielen vergeudeten. Darum wurde ich auch früher reif und klüger, als die anderen, darum wuchs ich mit allen Gefühlen und Gedanken hinaus über das enge Dorf — darum zogs mich in die Stadt — das wollte der Vater! — Ich sollte nicht verdummen, wie die anderen, sagte er oft.“

„Daß aber Dein Vater starb, Leni, das war ein Unglück, denn nun hast Du niemanden mehr da unten, der Dich versteht, niemanden, zu dem Du paßt, denn sie sind alle Bauern geblieben und Du bist ein Stadtmädchen geworden. Du bist ihnen fremd geworden!“

„Will ich auch!“ lachte Leni auf und schüttelte die goldenen Haare in den Nacken, „will ich auch! — Da drunten in den Spinnstuben oder in den monotonen Stickereisälen wäre ich zugrunde gegangen, elendiglich an Leib und Seele. Tante! Es muß einmal gesagt werden, es drückt mir sonst das Herz ab. Ich muß leben, mich unter Menschen fühlen, von denen ich lernen, an denen ich mich bilden kann, denn ich muß heraus mit der Zeit aus den Bauernerinnerungen, aus der Haut, möchte ich sagen, in die ich nun einmal nicht passe, in die ich durch Zufall geraten bin! — Aber ängstige Dich nicht, Tantchen — ich höre es gern, wenn mir alle sagen, daß ich hübsch bin, es macht mir Freude, herzinnige Freude, wenn ich sehe, daß mir alle nachlaufen — aber ich lache nur drüber, denn es muß wohl war sein — ich habe kein Herz! — Ich möchte keinem raten, mir zu nahe zu kommen! — Da bricht der wilde Junge bei mir durch, und ich wüßte mich schon zu verteidigen!“

„Dann muß man aber auch mit den Menschen nicht spielen, Leni“, sagte die Tante, die, ganz eingeschüchtert von dem heut zum erstenmal wild durchbrechenden Temperament ihrer Nichte, dem Mädchen starr ins Gesicht schaute, „das ist Sünde!“

„Sünde?“ wiederholte Leni plötzlich gedankenvoll, „das glaube ich nicht! Kann das Licht dafür, wenn in der Sommernacht Motten und Falter hineinfliegen? Es brennt, es muß brennen; das habe ich erst neulich gelesen, aber gerade das hat sich mir fest eingeprägt!“

„Ja, Leni, aber auch das präge Dir ein — das Licht brennt und verzehrt sich selbst, bis nichts mehr übrig bleibt, als ein qualmender Faden! Das habe ich nirgends gelesen, aber mir sagt's mein alter Verstand. Nimm Dich in acht, Leni, mit Deinem wilden Blut und Deinen tollen Gedanken, damit Du Dir treu bleibst und Dir das Beste erhältst, was Du hast — Deinen Glauben und Dein reines Gewissen! Ich kann Dich nicht überwachen, denn heut sehe ich — das Kind ist mir über den Kopf gewachsen!“

Draußen scholl in diesem Moment ein lautes Klingeln an der Ladentür, die Alte strich ihre Schürze glatt und verließ kopfschüttelnd das Zimmer, die Kunden in ihrem kleinen Spitzenkramladen zu bedienen, und Leni blieb allein! Einige Momente stand sie ruhig und aufrecht inmitten des kleinen, dämmrig erleuchteten Raumes, ihre Augen hafteten am Boden, ihr junges Herz klopfte unter der bebenden Brust, und ein leiser Schauer glitt über sie hin! Sie wußte selbst nicht warum! Langsam strich sie mit der Hand über das lange, wellige Haar, zog den herabgesunkenen Ärmel des Hemdes hoch, bis fast zum Halse hinauf, mit einer trotzigen Bewegung und schlüpfte in die buntwollene Hausjacke, die auf der Sofalehne lag. Dann trat sie ans Fenster und hob den Vorhang auf. Draußen war es mittlerweile ganz dunkel geworden — fern herüber blitzten die Lichter von der Eisenbahn und die buntfarbigen Signallaternen, und aus der Höhe stäubten einzelne Flocken herab.

Alles war still — totenstill um sie her. Nur leise, ganz leise hub über ihr der kleine Kanarienvogel an zu trillern. Wie ein Schmeicheln und Locken aus einer fernen, traumhaften Welt klang es ihr, das liederreiche Vogelstimmchen, wie das Sirenenlied tausend lustiger Kobolde umschwirrte es sie in der Stille des schlichten, einfachen Heims! — Sie trat vom Fenster zurück — reckte weit die Arme in die leere Luft und starrte einen Moment mit halbgeöffneten Lippen vor sich hin, als sähe sie bunte, wechselnde Gestalten an sich schattenhaft vorübergleiten.

Dann fiel ihr Blick langsam auf eine flammrote Karte, die hinter dem Spiegel halb hervorlugte und sich leuchtend von der hellen Tapete abhob. Sie las nur das eine Wort: „Maskenball“, das Zauberwort für ihre phantastische Seele. — Sie nickte wie im Traume, lächelte wie ein fröhliches Kind und hockte sich dann, leise vor sich hinsummend, vor die alte Kommode, wühlte in Spitzen, Lappen und Bändern und sang mit dem Kanarienvogel um die Wette, daß die alte Tante draußen in ihrem Kramladen bedenklich den Kopf schüttelte und sorgenvoll vor sich hinschaute.

3.

In der großen Brauerei draußen in der Vorstadt, in sämtlichen Lokalen und größeren Sälen und in dem zum Ballsaal umgewandelten Stadttheater drängten sich am selben Abend tausende von Masken.

Das alte, nach außen mehr einem Zollamt oder Postgebäude aus den vierziger Jahren ähnliche Haus, in welchem sonst den Musen ein Obdach gewährt wurde, war im Innern in der Tat zu einem reizenden Festsaal umgewandelt worden, so daß man ihm seine sonstige Bestimmung wirklich nicht mehr ansah. Auf der Bühne plätscherte ein improvisierter Springbrunnen in einem blumengeschmückten Bassin, von den Logen führten graziöse, teppichbelegte Treppen in den parkettierten Saal, und vom Kronleuchter herab zogen sich Blumengewinde und flatternde Wimpel über die Decke des Gewölbes hin. Hatte sich doch heute die „feinste Gesellschaft“ der Stadt hier ihr kostümiertes Rendezvous gegeben, um sich gegenseitig zu zeigen, wie viel jeder imstande war, für einen mehr oder weniger geschmackvollen Anzug auszugeben. Hauptsächlich vertreten waren Schäfer und Schäferinnen, der obligate Engländer in vielleicht zwölf verschiedenen Exemplaren, und sogar zur mimischen Darstellung des Mephisto hatten sich zwei edle Bürger verstiegen, die sich während des ganzen Abends auswichen in dem instinktiven, unbehaglichen Gefühl, der andere könne der Richtige sein und etwa gar Goethesche Verse zitieren, auf die man womöglich hätte antworten müssen! —

Wirklich laut wurde es eigentlich nur, wenn die Musik spielte und die große Pauke den Takt angab. War der Tanz vorbei, dann ging durch den Festsaal Seiner karnevalistischen Hoheit, des lustigsten Prinzen, nur jenes gedämpfte Flüstern, wie in den Antichambres eines hysterischen Despoten! —

„Nein, Kinder, das halte ich nicht mehr aus!“ sagte am Büfett Richard Helmer zu seinen beiden Freunden, die sich in Dominos gesteckt hatten und nach mehreren vergeblichen Versuchen, im Tanzsaal eine Dame anzureden, am Büfett gelandet waren, — „diesen Stumpfsinn treibe ich nicht mehr mit. Entweder wir gehen wo anders hin, wo es wirklich so zugeht, wie bei Mummenschanz und Maskenball, oder ich gehe nach Hause und lege mich aufs Ohr! Hier ist mir's zu langweilig!“

„Versuchs noch ein bißchen,“ neckte Robert, — „schöner Domino, stürzen Sie sich ins Gewühl, suchen Sie irgend ein Gretchen aus und reden Sie es mit Fausts Worten an!“

„Ich werde mich hüten!“ Damit der Papa der schönen Maske mich vom Portier hinausweisen läßt, weil ich seine Tochter in einem öffentlichen Lokale belästigt habe! Nein, mein Lieber, hier verzichte ich auf Maskenscherze!“

„Wißt ihr was?“ rief jetzt Paul dazwischen, „wir haben hier so ziemlich alles genossen, was zu genießen war, die Saaldekoration, die Hitze, schlechte Luft, langweilige Gesellschaft und miserables Bier. Wir hüllen uns in unsere Mäntel und gehen wo anders hin.“

„Aber wohin?" fragte Robert.

„Nach der Brauerei hinaus, wo das liebe Volk tanzt und jodelt; dort wird es entschieden lebendiger hergehen, als hier in dieser Gespensterassemblee. Jedenfalls gibts draußen mehr hübsche Mädchen, als hier, denn hier nimmt ja keine die Maske ab, während draußen alles ohne Larve herumläuft! Wer ist mit von der Partie?"

„Natürlich, wir alle," scholl es durcheinander, und alle drei wandten sich dem Ausgange zu.

„Kontremarke gefällig?" fragte der diensttuende Portier, wofür ihm Richard einen tiefbeleidigten Blick ob des unerhörten Ansinnens zuwarf.

Dann bummelten sie Arm in Arm durch die Straßen, über denen eine dünne Schneedecke lag, nach der ziemlich weitgelegenen Brauerei hinaus.

Jetzt standen sie am Eingang der Brauerei, aus deren Fenstern der Lärm einer Walpurgisnacht herausscholl. Sie zahlten ihr Entree und drängten sich in den Saal. Jene heiße, stickige Luft überfüllter Räume schlug ihnen entgegen, die im ersten Moment den Atem benimmt; wohin sie blickten: hochrote, glühende Gesichter, johlende Gruppen, fragwürdige Kostüme und grelles, flackerndes Licht! Aber Leben, wirkliches, pulsierendes Leben, hochflutende Nachtstimmung und ausgelassenste Lustigkeit.

„Hier sieht man doch was!" rief Richard befriedigt, „hier lachen doch die Menschen und fürchten sich nicht vor der eigenen Stimme!" Er ließ sich an dem gerade freien Eichentisch nieder und die anderen folgten seinem Beispiel. Und nun begannen sie mit wirklichem Interesse die bunte Gesellschaft zu beobachten.

„Was sind das nur hier für Leute, die ihre Fastnacht feiern?" fragte Richard, indem er sich an Paul wandte, dem er die größte Ortskenntnis zutraute.

„Noch nicht die schlimmsten," lautete die Auskunft. „Junge Kaufleute, Beamte, Handwerker besseren Grades und kleine Familien mit Kind und Kegel. Die Mädchen sind Ladnerinnen, Bürgerstöchter zweiten Grades und Stickerinnen, alles durcheinander!"

„Alle Wetter!" rief Robert, gerade als er sich setzen wollte. „Was gebt ihr mir zum besten, wenn ich euch etwas Reizendes zeige? Dort, mitten im Gewühl der Tanzenden, dicht unter dem Kronleuchter unser abhanden gekommener Goldkäfer von heute morgen!"

„Wo?!" fuhr Richard empor und folgte mit flammenden Blicken der angegebenen Richtung.

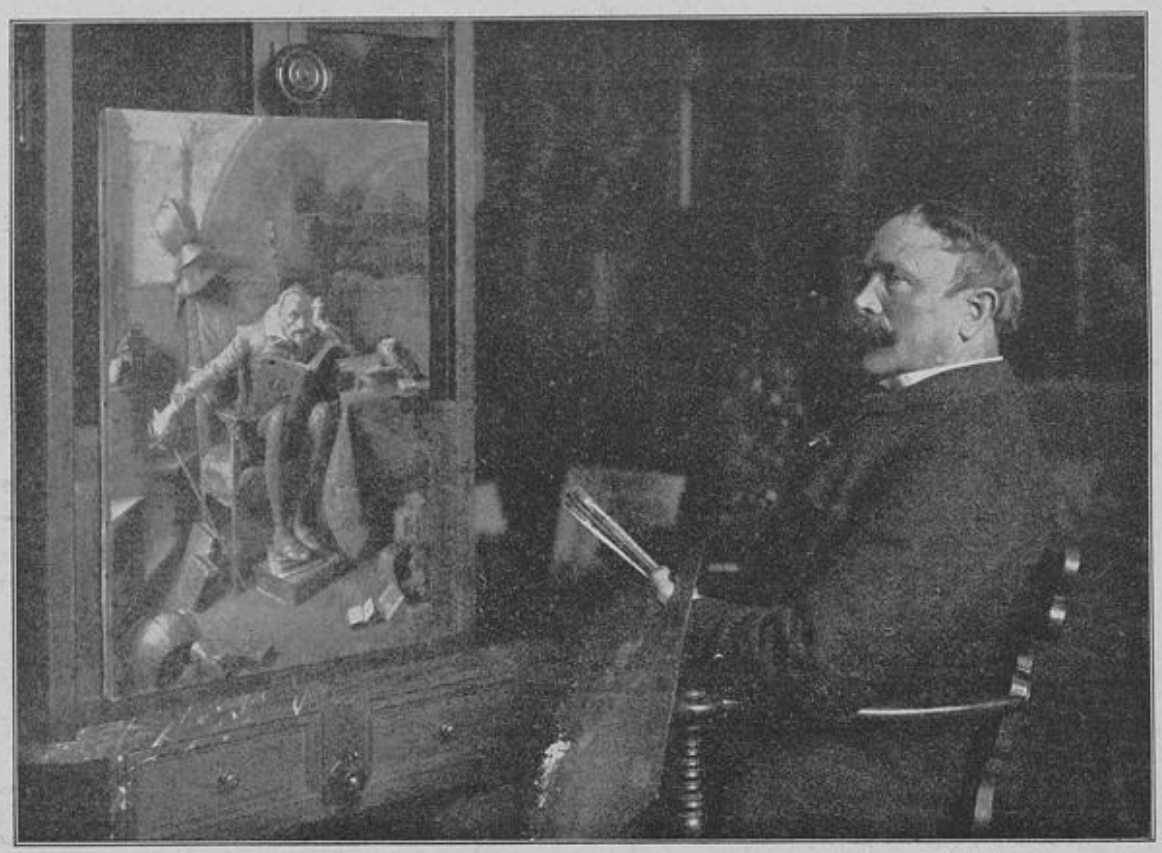
„Dort! — Jetzt gerade an der hölzernen Balustrade, sehen Sie?"

„Ja!" antwortete Richard leise und trat einen Schritt vor, wo er sich an einen der bunten, tannenumwundenen Pfeiler lehnte, die die Galerie stützten. Von hier aus konnte er den ganzen Saal übersehen, und, ohne ein Wort zu sprechen, folgte er mit den Augen dem reizenden Geschöpf, das sich graziös wie ein Schmetterling im Walzer durch den Saal wiegte. Es war ein netter, ganz fein aussehender Mensch, mit dem sie tanzte, und wie sie in seinen Armen hing, sah sie trotz aller Ausgelassenheit der Umgebung äußerst dezent und sittsam aus. Es lag in ihren Bewegungen nichts von der glühenden Sinnlichkeit, die die gesamte andere Gesellschaft bereits dämonisch zu beherrschen schien, es war sichtbar alles nur strotzende Lebensfreudigkeit und kindliche Genußsucht, die diesen jugendlichen Körper beseelten.

Als der Tanz aus war, sah Richard, daß ihr Tänzer sie auf ihren Platz zurückführte und sich höflich verabschiedete, während sie sich neben einer nicht mehr ganz jungen Frau niederließ und mit ihr lebhaft zu plaudern begann, die offenbar zu ihr gehörte und auf sie gewartet hatte.

Als Richard sich zu seinen Freunden umwandte, ohne indes seinen Pfeiler zu verlassen, war Robert verschwunden. Er wollte nicht fragen, aber ein jäh emporsteigendes, unangenehmes Gefühl sagte ihm, daß dieser in toller Weinlaune sich in der Tat daran machen würde, seine alberne Wette von heute morgen zu gewinnen, und so schnell als es ging, drängte er sich ebenfalls durch die plaudernden Gruppen nach der Stelle, wo das Mädchen saß, in der festen Absicht, Roberts Vorhaben um jeden Preis zu verhindern. Bald stand er dicht neben dem Tische, an den sich auch der lustige Musenjünger schon herangeschlängelt hatte, und, weniger keck wie dieser, begnügte er sich vorläufig damit, die beiden Frauen und seinen Freund im Auge zu behalten. Er glaubte dabei zu bemerken, daß das Mädchen, das ihn unbedingt von heute morgen wiedererkannt haben mußte, seiner Nachbarin eine boshafte oder schnippische Bemerkung über ihn zugeflüstert hatte, denn beide lachten kurz und spöttisch auf, indem sie ihn ansahen, was ihm das Blut ins Gesicht trieb! Dann sah er, wie Robert das Mädchen zum Tanz aufforderte. Er hörte nicht, was sie ihm anwortete — er sah nur, daß Robert sich auf die Lippen biß und mit einer höhnischen Verbeugung zurückkehrte, während ihm die beiden dasselbe kurze Lachen nachschickten, das vorhin auch ihm gegolten hatte.

Wenige Sekunden später stand Robert im Ballsaal an Richards Seite und sagte lachend: „Ich hab mir einen Korb geholt! Mit „Theaterspielern" tanzt sie nicht! So was kann einem nur hier passieren! — Was sagen Sie zu dem stilvollen Grund? Der Künstler ist hier zu Lande so eine Art „Schelm vom Berge", der Henker im roten Wams, dessen Berührung die Jungfrau entheiligt! Aber geküßt wird sie nun doch — zur Strafe — und zwar mitten auf den impertinenten Mund. Das schwöre ich bei dem beleidigten Apollo!"



Zum sechzigsten Geburtstag Eduard Grützners: der Künstler in seinem Atelier. (S. Seite 8.)

„Haben Sie eine Ahnung, Robert," fragte Richard, „wer und was die Kleine eigentlich ist?"

„Wer wirds denn sein? Irgend eine kleine Stickermamsell aus der „Union" oder sonst woher. Gräfinnen und Baronessen gibts hier nicht, und eine Honoratiorentochter verirrt sich nicht zwanzig Minuten vor Mitternacht in die Brauerei. Also liegt gar kein Grund vor, sich als Vestalin aufzuspielen!"

Damit waren sie wieder an ihren Plätzen angekommen, wo Paul sich bereits mit einer niedlichen kleinen Marketenderin in eifrigem Gespräch über das Thema „Liebe" befand. Richard beobachtete unausgesetzt seine kleine Freundin am anderen Ende des Saales und fing an, jeden, mit dem sie tanzte, glühend zu beneiden und sich an seine Stelle zu wünschen. Dabei entging ihm nicht, daß jedesmal, wenn sie an ihm vorübertanzte, ein kurzer, halb koketter, halb böser Blick zu ihm hinschoß, wie eine feindselige Herausforderung, die er sich nicht zu erklären vermochte.

Robert war kurze Zeit darauf wieder verschwunden. —

Während der nun folgenden größeren Tanzpausen sah Richard einen jungen Burschen in Appenzeller Bauerntracht immer dicht um den Platz der beiden Frauen herumgehen, eine schwarze Halbmaske vor dem Gesicht, unter der ein schwarzer Schnurrbart hervorschaute. Er lehnte sich an die Säule, stellte seinen Bierkrug dicht neben den des Mädchens, und endlich setzte er sich mit aufgestemmten Ellenbogen neben sie an denselben Tisch! — Sie lachte über seine bäuerische Dreistigkeit und schien seine

Scherzworte zu erwidern. Als ein Blumenmädchen herantrat, kaufte er einen kleinen Strauß, reichte ihn seiner Nachbarin, und sie nahm ihn an, ohne sich zu sträuben! — Dann erhob er sich, ließ sich ein neues Glas kommen und verließ seinen Platz.

Etwas wie Eifersucht regte sich in Richard, ohne daß er sichs selbst bekannte; er hätte den unverschämten Bauern prügeln können, ohne recht zu wissen, warum! Die ganze Sache ärgerte ihn, und mißgestimmt verließ er seinen Platz an der Säule. Er wollte nicht mehr sehen, denn es ging ihn ja, im Grunde genommen, auch gar nichts an!

Als er sich umwandte stand der Bauer hinter ihm.

„So muß man's machen," tönte Roberts bekannte Stimme hinter der Maske und dem Schnurrbart. Fünf Franken kostet mich oben in der Garderobe dieses kostbare Gewand — aber die Wirkung ist eine frappante. Auf ihresgleichen reagieren diese Landschönen immer. Ich komme nur, Ihnen Rapport zu erstatten und Sie auf das weitere vorzubereiten. Sie heißt Leni, ist wirklich aus der „Union", tanzt den nächsten Walzer mit mir und wird dann schonungslos geküßt."

„Und dann?" fragte Richard, indem er die Faust in der Tasche ballte, um sich nicht lächerlich zu machen.

„Dann? — Dann erfährt sie zur Strafe, wer sie geküßt hat und daß der Theaterspieler sie überlistet hat! — Und morgen zahlen Sie Ihre Wette! Auf Wiedersehen!"

Und ohne Richards Antwort abzuwarten, war der Bauer im Gedränge verschwunden, gerade als die Instrumente zu dem neuen Walzer rauschend einsetzten! —

Richard war wie im Fieber! — Er hätte wer weiß was drum gegeben, wenn er Roberts Plan hätte vereiteln können, aber er hätte sich den Schein kindischer Eifersucht gegeben, hätte sich vor seinen Freunden bloßgestellt, und das konnte er nicht, so wütend er im Innern auch war. Er setzte sich an den Tisch vor den Bierkrug und legte den heißen Kopf in die Hände, um nichts zu sehen, während die brummenden und quiekenden Instrumente seine Stimmung melodramatisch begleiteten.

Aber es litt ihn nicht lange; er stand auf und lehnte sich wieder mit dem Rücken an seinen Pfeiler und starrte hinüber auf den leeren Platz unter der Galerie, gerade als der Walzer zu Ende war. Die Reihen der Tänzer lösten sich lärmend, die Musik verstummte und die Estraden füllten sich wieder

Allein — ohne ihren Tänzer — schoß Leni durch den Saal! — mit den Ellenbogen sich Platz machend — mehr laufend, als gehend, eilte sie die drei Stufen hinauf zu ihrem Tische, mit hochrotem Gesicht und zürnend zusammengezogenen Brauen. Ihre Begleiterin erhob sich erstaunt, aber ehe sie noch fragen konnte, fiel ihr das Mädchen weinend um den Hals und schien bitterlich zu schluchzen. Dann raffte sie sich auf, nahm ihre Sachen zusammen, einen Regenmantel, der über der Balustrade hing und ein kleines Kopftuch, das auf der Bank lag, und ging mit trotzig zurückgeworfenem Kopf mit ihrer Begleiterin aus dem Saale dem Ausgange zu.

Einen Moment später stand Robert wieder vor Richard, ohne Maske und Schnurrbart, mit einer blassen und einer unnatürlich roten Wange, auf der sich fünf Finger ziemlich deutlich abzeichneten.

„Ich habe meine Wette gewonnen!" lachte er und stürzte sein Glas hinunter.

Um Richards Lippen zuckte es boshaft, als er ruhig erwiderte: „Ich sehe es wohl! Aber Sie kennen doch die klassischen Worte: Noch ein solcher Sieg und ich bin verloren?!"

* * *

In derselben Nacht schloß Richard kein Auge. In der denkbar schlechtesten Stimmung wälzte er sich auf seinem Lager hin und her und sah im wachen Halbschlaf alle möglichen häßlichen Dinge sein Bett umkreisen. Er sah das hämische Lächeln seines Freundes, hörte das höhnische Lachen des kleinen, goldhaarigen Mädchens und sah dann ihre in Tränen schwimmenden, dunklen Augen, die ihn vorwurfsvoll anschauten, als wenn er es gewesen wäre, der ihr in toller Karnevalslaune jenen Kuß geraubt. Er drehte sich zur Wand, aber von der dunklen Tapete hob sich ihr schönes Gesicht, er legte sich auf den Rücken, und wie zwei leuchtende Sterne grüßten ihn ihre Augen von der Decke! Er verwünschte den unseligen Einfall, zu diesem Maskenball gegangen zu sein, verwünschte seinen Freund, der diese nutzlose, häßliche Komödie aufgeführt, und verwünschte sich selbst, daß er so schwach war, gegen diese alberne Schwärmerei nicht energischer ankämpfen zu können. Am Morgen wachte er wie zerschlagen auf und wanderte früh schon plan- und ziellos durch die Straßen, bis er gegen 10 Uhr wieder in sein mehr als bescheidenes Logis zurückkehrte und sich todmüde auf den fadenscheinigen Diwan legte, wo er in einen bleiernen Schlaf versank. Richard Helmer war der einzige Sohn gutsituierter Eltern, aber früh schon war er aus dem Vaterhause in die Welt geflüchtet, um selbständig sein Brot zu verdienen.

Denn dort, im Rahmen seiner häuslichen Verhältnisse, wäre eine Natur, wie die seine, niemals zur Reife gekommen! Ihm fehlte dort von jeher jedes Verständnis für seine individuelle Eigenart, jedes Eingehen auf die feinen Regungen seiner Künstlerseele. Nach dem Tode des Vaters hatte sich eine Fremde neben die Mutter gestellt, eine alte Jungfer, die früher des jungen Richard Lehrerin gewesen war und später die hyperexzentrische Mutter, eine gutmütige, aber grenzenlos schwache Natur ganz unter ihren Einfluß gezwungen hatte. Sie hatte sich ihr unentbehrlich zu machen gewußt, und so entfremdete sich allmählich die Mutter ihrem Kinde, das sie oft lange Zeit nie sah, während die „Freundin" sie niemals verließ. Vielleicht mochte sie es ganz gut gemeint haben, als sie im Anfange riet, den wilden Knaben mit Strenge zu erziehen und seiner glühenden Phantasie durch engherzige Moral Zügel anzulegen, aber bei diesem Prinzip hatten beide die Hauptsache vergessen. Die gute, alte Jungfer war ihr Lebtag Erzieherin gewesen, hatte Dutzende von Backfischen erzogen, Sprachen zu lernen, die Augen niederzuschlagen, bei Tische gerade zu sitzen und den Fisch nicht mit dem Messer zu essen. Aber eine exzeptionelle Knabennatur, in der besondere Eigenschaften lagen, die den künftigen Künstler barg, in der es kochte und gärte, um sich zu einer Eigenart zu entwickeln — eine solche war und blieb ihr fremd, und daran scheiterte ihr Erziehungsschema, in das die anderen Dutzendmenschen so wundervoll hineingepaßt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ortsgeschichtliche Plaudereien

von Hans Müller-Schlösser.

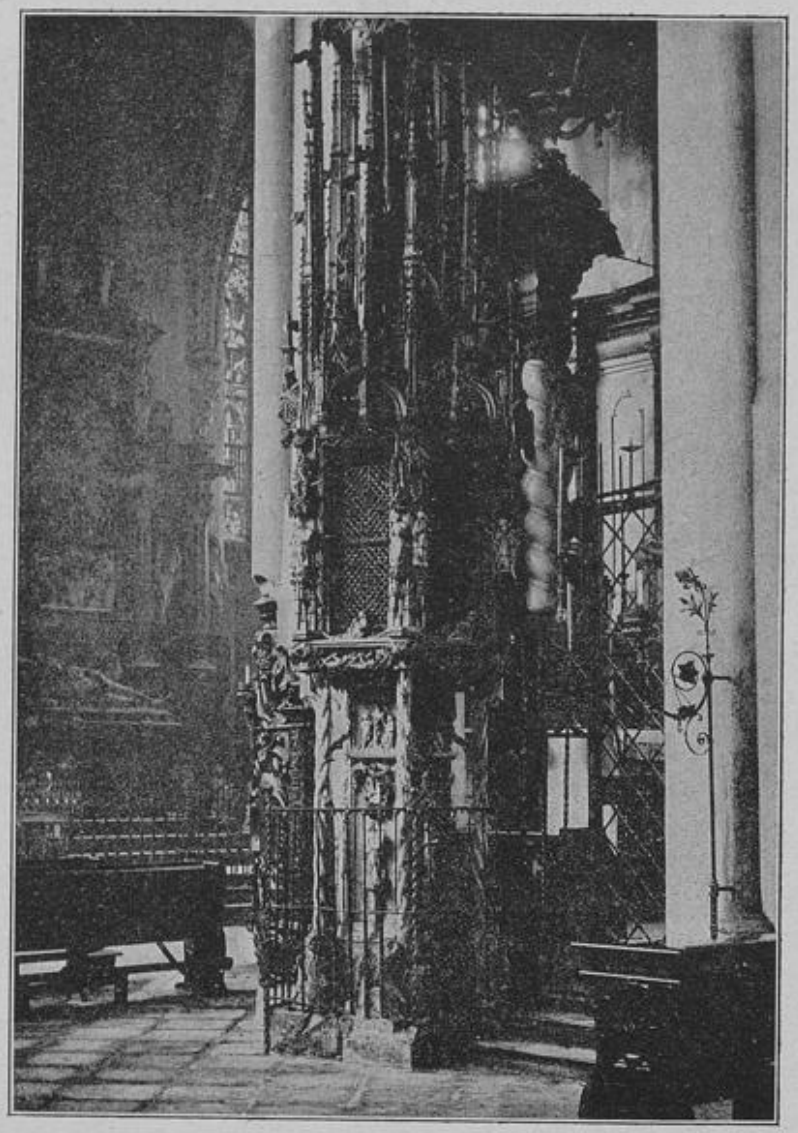
I.

Die Lambertuskirche.

Es ist eigentümlich, daß viele oder die meisten Menschen sich häufig lieber mit der Vergangenheit als mit der Gegenwart und Zukunft beschäftigen. Aber das ist erklärlich. Von der Zukunft weiß man nichts und die Gegenwart bietet nur selten, was Herz und Phantasie beschäftigen und befriedigen könnte, und wenn sie etwas bietet, so ist das rasch erschöpft, da bleibt also die Vergangenheit übrig. Sie ist überreich und jeder kann sich das Passende nach seinem Geschmacke aussuchen. Je älter der Mensch wird, desto lieber ist ihm die Erinnerung an die Vergangenheit; denn für ihn gibt es keine große Zukunft mehr, und die Gegenwart gehört den jungen. Die unscheinbarsten Dinge sammelt er und hütet sie mit peinlicher Sorgfalt, als wären es kostbare Schätze. Die zerbrochenen Pfeifen, die altmodischen Bildchen, die verblaßten Bändchen und Gott weiß was alles hat deshalb so großen Wert für ihn, weil sich an diese Dinge seine Erinnerungen knüpfen. — Wie dem einzelnen solche an und für sich wertlosen Kleinigkeiten als Träger seiner Erinnerungen lieb und unersetzlich sind, so betrachtet eine Gesamtheit, eine Bürgerschaft die Überbleibsel aus vergangenen Zeiten mit Liebe und Ehrfurcht. In Düsseldorf gibt es zwar nicht viele von diesen Überbleibseln vergangener Zeiten, aber die da sind, sind ehrwürdig und haben eine reiche Geschichte. Was hat nicht alles der verdrehte Turm der Lambertuskirche, der „großen Kirche" gesehen, der jetzt schon seit über sechshundert Jahren auf die Stadt herabschaut! Die Lambertuskirche ist deshalb so ehrwürdig, weil sie so alt ist, wie die Stadt selbst und weil sie darum Zeugin der wechselvollen Geschicke Düsseldorfs ist. In ihren Mauern birgt sie Erinnerungen aus allen Jahrhunderten, sogar aus der Zeit, da Düsseldorf nur aus einigen elenden Bauernhütten bestand, die sich um ein kleines, der Mutter Gottes geweihtes Kapellchen scharten. Aus diesem Kapellchen ist die heutige „große Kirche" entstanden. Die Fundamente dieses Kapellchens hat irgend ein Dechant von Anno dazumal mitten im Chore gefunden, als er einen Totenkeller für verstorbene Kanonichen ausbauen lassen wollte. Die Lambertuskirche ist nicht eines schönen Tages nach einem Plane in ihrer heutigen Gestalt aufgebaut worden, sondern sie ist nach und nach im Laufe der Zeiten so geworden, wie sie jetzt ist. An Stelle der kleinen Muttergottes-Kapelle wurde um die Zeit, wo das Dörfchen Düsseldorf zur Stadt erhoben worden ist, also nach dem Jahre 1288, eine größere erbaut zu Ehren des heiligen Lambertus, Severinus und Anno. Zu derselben Zeit hat man auch den über 250 Fuß hohen Turm errichtet. Auf seiner Spitze trägt er seit dem Jahre 1833 ein eisernes Kreuz mit einem Wetterhahn. Bis zum Jahre 1820 hatte ein großes, mit Strahlen umgebenes, vergoldetes Kreuz auf dem Turme gestanden. Es mußte aber herabgenommen werden, weil es durch einen heftigen Windsturm umgebogen worden war und weil eine Wiederaufrichtung zu gefährlich schien. Dieses vergoldete Kreuz war an Stelle des alten Wetterhahnes auf den Turm gesetzt worden. Bei dem gefährlichen Brande im Jahre 1815 ist dieser Wetterhahn teilweise zerschmolzen. Der Brand war entstanden durch einen Blitzstrahl, der unter heftigem Gewitter am 11. Januar, also mitten im Winter, in den Turm fuhr. Damals gab es noch keine wohleingerichtete Feuerwehr wie heute und der Turm wäre wohl niedergebrannt, wenn nicht der Schlossermeister Wimmer voll Wagemut und Kühnheit auf den Turm geklettert und die brennenden Balken abgesägt hätte. Das Rettungswerk soll drei Stunden gedauert haben. Der Hut, den Wimmer bei dieser Gelegenheit trug, wurde über und über von geschmolzenem und herabfallendem Blei bedeckt. Wimmer war damals ein gefeierter Mann in Düsseldorf. Eine begeisterte Dame hat ihn sogar in einem langen Gedichte verherrlicht. — Das jetzige Chor, — um wieder den Faden aufzunehmen — wo der Hochaltar steht, war die obengenannte Muttergottes-Kapelle. Noch heute läßt sich die ursprüngliche Gestalt dieser Kapelle deutlich erkennen. Man sieht noch die großen Fensterhöhlen und die Ansätze der Strebepfeiler, die an der Außenseite die Mauern stützten. Der Turm stand allein für sich, nicht mit der Kapelle verbunden. Erst später, unter der Regierung Herzog Wilhelms I. (1370—94), als die Kapelle für Düsseldorf zu eng wurde, hat man den Turm angeschlossen und die Seitenschiffe und den großen Rundgang hinter dem

Hochaltare gebaut. Graf Wilhelm von Berg ließ, als er im Jahre 1389 vom Kaiser Wenzeslaus die Herzogwürde bekommen und seine Residenz von Ratingen nach Düsseldorf verlegt hatte, die so vergrößerte Kirche von italienischen Künstlern prächtig ausschmücken. Die Wände und Fenster wurden kunstreich ausgemalt. Von diesen Malereien ist heute keine Spur mehr zu sehen. Sie sind der schrecklichen Explosion des Pulverturmes in der Nacht vom 30.—31. Juli des Jahres 1634 zum Opfer gefallen. Der Turm stand an der Stelle des heutigen Karmelitessenklosters, also in unmittelbarer Nähe der Kirche. Bei der Explosion, bei der etwa 300 Fässer voll Pulver in die Luft flogen, zersprangen die schöngemalten Fenster und die Wände bekamen so große und tiefe Risse, daß die Gemälde vollständig verdorben waren. Als man vor noch nicht langer Zeit den Wänden einen neuen Anstrich gab, hat man unter einer dicken Kalkschicht noch einige Reste dieser Malereien gefunden. Diesem Herzoge verdankt die Kirche, abgesehen von vielen bedeutenden Stiftungen, eine große Menge Reliquien. Die wertvollsten darunter sind die Gebeine des heiligen Apollinaris, des Schutzpatrons von Düsseldorf. Apollinaris soll Schüler des Apostels Petrus und Bischof von Ravenna gewesen sein, wo er im Jahre 75 den Martertod erlitt. Seine Leiche wurde nach Mailand gebracht. Als Friedrich Barbarossa im Jahre 1146 Mailand eroberte, schenkte er die Gebeine des Apollinaris mit denen der heiligen drei Könige dem Erzbischof und Kurfürsten Reinold von Cöln, der sich im kaiserlichen Heere befand. Der nahm die Schätze mit nach Deutschland, um sie in der Domkirche zu Cöln aufzubewahren. Der Sage nach soll das Schiff, auf dem die Gebeine den Rhein hinab geschafft wurden, plötzlich in der Nähe von Remagen mitten im Strome stehen geblieben und nicht mehr von der Stelle zu bewegen gewesen sein. Der fromme Bischof erkannte darin einen Fingerzeig Gottes und er gelobte, die Reliquien in Remagen zu lassen, so leid es ihm auch täte. Kaum hatte er das Gelübde gesprochen, da landete das Schiff ohne menschliche Hülfe. Der Bischof brachte die Gebeine der heiligen drei Könige ans Land. Aber das Schiff saß wieder fest. Erst als die Gebeine des heiligen Apollinaris aufs Ufer getragen wurden, war das Schiff wieder flott. Die Reliquien wurden in einer vom Erzbischof Friedrich von Cöln auf dem St. Martinsberge erbauten Kapelle beigesetzt und alsbald zeigte sich ihre Wunderkraft. Viele Kranke und besonders Fallsüchtige, die nach der Kapelle wallfahrteten, wurden gesund. Der Andrang der Wallfahrer wurde nachher so stark, daß eine größere Kirche an Stelle der Kapelle erbaut werden mußte. Von nun an hieß der Berg Apollinarisberg. Die Kirche steht heute noch. Sie ist vom Grafen von Fürstenberg angekauft und ausgebessert worden. Die Maler Deger, Ittenbach und Müller haben sie mit Freskogemälden ausgeschmückt. Die Gebeine des Apollinaris wurden, wie gesagt, von Herzog Wilhelm und seiner frommen Gemahlin Anna der Lambertus- oder, wie sie damals hieß, der Maria Himmelfahrtskirche geschenkt. Im Jahre 1383 wurden sie mit großer Feierlichkeit nach Düsseldorf gebracht und neun Jahre darauf zum ersten Male in großer Prozession durch die Stadt getragen. Diese Prozession besteht heute noch am Feste des heiligen Apollinaris am 23. Juli. Herzog Philipp Wilhelm (1653—1690) ließ einen silbervergoldeten Kasten für die Gebeine anfertigen, der jetzt noch hinter dem Hochaltare steht. Es muß aber noch bemerkt werden, daß der Kopf des Heiligen mitsamt der silbernen Umhüllung wieder nach Remagen zurückgekommen ist. — Wie schon im Anfange gesagt, birgt die Lambertuskirche Altertümer und Erinnerungen aus allen Jahrhunderten; aber sie sind verstreut in allen Ecken, so daß es nicht angeht, sie chronologisch zu besprechen. Deshalb ist es der Einfachheit am besten, sie der Reihe nach, wie sie sich zeigen, durchzugehen.

Wenn man durch den Haupteingang am Turme in die Kirche tritt, hängt gleich rechts an der Wand eine schön bearbeitete Tafel aus schwarzem Marmor, auf der eine in goldenen Buchstaben eingegrabene lateinische Inschrift meldet, daß hier Melchior Voetz begraben liegt, ein Mann, „der würdig eines längeren Lebens gewesen wäre, wenn er nicht des ewigen Lebens würdiger noch gewesen wäre". Die Inschrift sagt, daß er viele Würden bekleidet hätte, daß er Erzherzoglicher Präfekt mit großer Erfahrung gewesen wäre, daß er die Lehnsgüter als Direktor nur zum öffentlichen und nicht zum privaten Vorteile verwaltet habe, daß er immer ein guter Berater der durchlauchtigsten Herzöge Philipp Wilhelm und Johann Wilhelm, daß er Kommissarius des Hofgerichts und Vizekanzler gewesen wäre. Er habe jedem gegeben, was ihm gebührte: Gott seine Seele, seine Mühe dem Vaterlande, die Treue dem Fürsten und schließlich auch der Natur ihre Rechte, indem er am 8. März 1675 im 57. Lebensjahre gestorben sei. Melchior Voetz galt damals als der berühmteste Mann von Düsseldorf. Er war ein hervorragender Rechtsgelehrter, der sich durch viele juristische Schriften, darunter ein Werk über die Pandekten berühmt gemacht hat. Im linken Seitenschiffe hängt an der Westwand ein altes Gemälde, auf dessen Rahmen eine lateinische Inschrift sagt, daß es eine Erinnerung an die Erneuerung und Bestätigung der Rosenkranzbruderschaft durch Papst Alexander VII. sei. Herzog Philipp Wilhelm, seine Gemahlin, sein Sohn Johann Wilhelm, der populäre Jan Wellm, und eine Anzahl hoher Beamter und Bürger traten in die Bruderschaft ein. Auf dem Bilde sieht man links den Herzog Philipp Wilhelm mit seinem Sohne, rechts seine Gemahlin mit seinen Töchtern, die bekanntlich alle vornehm verheiratet wurden, die älteste wurde Kaiserin, die anderen Königinnen und Herzoginnen u. s. w. Das langgestreckte Gemälde über der Sakristeitüre ist von keinem Geringeren als von Andreas Achenbach. Als er am 19. April 1843 zum Katholizismus übertrat, schenkte er das Gemälde der Lambertuskirche, weil er dort sein neues Glaubensbekenntnis abgelegt hatte. Das Bild ist durch byzantinische Säulen in fünf Felder geteilt. In dem Mittelfelde hebt sich von blauem Grunde ein goldenes Kreuz ab, in den vier anderen Feldern stehen die Schutzpatrone der Kirche: Apostel Thomas, Bischof Lambertus und Apollinaris und der heilige Pankratius. Von dem alten, fleckigen Wandgemälde neben der Sakristeitüre, die Gottesmutter mit dem Jesukinde darstellend, war nichts zu erfahren, das nächste dagegen kann viel erzählen. Es ist ein Porträt des Dechanten Wilhelm Bont, der im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte und dem die Kirche viel Gutes verdankt. Für Düsseldorf waren es damals sehr unruhige Zeiten. Die religiösen Streitigkeiten, die reformatorischen Bewegungen waren schon bis hierhin gedrungen und brachten viel Aufregung mit. Dazu kam, daß Düsseldorf nach dem Tode des Herzogs Johann Wilhelm im Jahre 1609 der Mittelpunkt des bekannten Erbfolgestreites um die bergischen Lande wurde. Die Stadt war voll brandenburgischer und pfälzischer Soldaten, die in der Umgegend herumvagabondierten und das Landvolk mit ihrer Anmaßung und Frechheit belästigten, und die neue Lehre manchmal mit Gewalt einführen wollten. Die Brandenburger waren Calviner, die Pfälzer Lutheraner, und unter den beiden Parteien entstanden wiederum Reibereien, wobei es nicht selten blutige Köpfe gab. Der Katholizismus



Sakramentshäuschen in der Lambertuskirche.

wurde in Düsseldorf selbst natürlich auch unterdrückt. Jeder öffentliche katholische Gottesdienst war untersagt, keine Prozession durfte umziehen; überhaupt war jede Kundgebung des katholischen Glaubens verboten. Da kam das Fronleichnamsfest, an dem in jeder katholischen Stadt in einer großen Prozession die Monstranz mit der Hostie durch die Straßen getragen wird. Die Bauern aus Bilk, aus Hamm und anderen Dörfern kamen mit Kreuz und Fahnen und ihren Geistlichen, um wie jedes Jahr die Fronleichnamsprozession mitzumachen. In Düsseldorf dagegen rührte sich keiner aus Furcht vor dem Verbot. Die Hammer und Bilker aber kümmerten sich nicht darum, sondern bildeten, als das Hochamt zu Ende war, für sich eine kleine Prozession. Das Beispiel wirkte. Die Düsseldorfer bekamen Mut und einer nach dem andern schloß sich an. Dechant Bont nahm die Monstranz und die übliche Fronleichnamsprozession war fertig. Die fremden Soldaten ließen, ergriffen von dem frommen Eifer, die Prozession ziehen. Dechant Bont ließ es in dieser Zeit an begeisterten Predigten für den Katholizismus nicht fehlen. Sein Glaubenseifer hatte viel Erfolg. Manchen Abtrünnigen führte er wieder in den Schoß der Kirche zurück und lehrte ihn, wieder zur schmerzhaften Mutter Gottes beten, der er rechts neben dem großen Grabdenkmale Herzog Wilhelms einen Altar errichtet hatte. Dieses Grabmal hat Herzog Johann Wilhelm I., der Gemahl der Jakobe von Baden, seinem Vater erbauen lassen, und zwar durch einen italienischen Künstler. Es soll an die 100000 Mark gekostet haben. Das war sehr viel für die damalige Zeit. Aber Johann Wilhelm hatte von seinem sparsamen Vater eine gefüllte Kasse geerbt und konnte sich diese Summe leisten. Das Denkmal, das Renaissance-Stil hat, ist ganz in schwarzem, weißem und braunem Marmor ausgeführt. Es reicht bis zur Kirchendecke und ist mit einer Menge weißer Marmorfiguren geschmückt. Die Spitze krönt der auferstandene Heiland. Darunter stehen die Allegorien des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Die Bedeutung der beiden anderen Figuren, die dabei stehen, ist nicht zu bestimmen. Das große Mittelfeld zwischen den braunen Marmorsäulen wird durch ein prachtvolles Relief aus weißem Marmor ausgefüllt. Es stellt das letzte Gericht dar. Über diesem Relief halten zwei Engel ein Tuch mit dem Wahlspruche des Herzogs: In deo spes mea. Zwischen den Säulen stehen 4 allegorische Figuren, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Klugheit und die Mäßigkeit. Auf dem Sarkophage ruht die lebensgroße Gestalt des Herzogs in voller Rüstung. Die Figur ist aus weißem Marmor. Die lateinischen Inschriften neben und über dem Herzoge enthalten seine kurzgefaßte Lebensgeschichte. An den Stufen unten am Denkmale stehen acht Löwen aus weißem Marmor. Sie halten Wappentafeln in ihren Klauen. Der nächste Altar ist bemerkenswert wegen einer Muttergottesfigur, die darin hinter Glas aufbewahrt wird. Die Mutter Gottes in der Not wird das Bild genannt. Früher war es in einem Gefängnisse, das neben der Stadtmühle am Ratingertor stand. Die Sage erzählt, daß einmal einem unschuldig Verurteilten, als er in seiner Not voll Vertrauen zu diesem Bilde betete, die Fessel von den Händen gefallen und so seine Unschuld an den Tag gekommen sei.

Grabdenkmal des Herzogs Wilhelm in der Lambertuskirche.

Wenn man in das linke Seitenschiff eintritt, fällt sofort das Sakramentshäuschen auf. Herzog Wilhelm II. (1475—1511) hat es errichten lassen zur Aufbewahrung der Hostien. Es ist ganz aus Stein in spätgotischem Stile erbaut und berührt mit der Spitze die Kirchendecke. Es ist geschmückt mit dem Wappen der Stadt und des Fürsten und mit Figuren aus der Geschlechtsfolge Christi, von Adam und Eva angefangen. Dies Kabinettstückchen gotischer Bauart hat man ums Jahr 1770 in geradezu barbarischer Weise mit Farbe bestrichen, die man jetzt noch stellenweise sieht. Hier und da ist es auch beschädigt, im allgemeinen aber gut erhalten. Die Chorstühle hat ebenfalls Herzog Wilhelm II. gestiftet. Der jetzige Hochaltar stammt aus dem Jahre 1681. Im Jahre 1688 wurde er vollendet. Die große Statue der Jungfrau Maria steht seit dem Jahre 1690 unter der großen, vergoldeten Krone zwischen den gedrehten weißen Säulen. Der frühere Hochaltar, der im Jahre 1392 errichtet worden war, wurde noch im Jahre 1534 abgebrochen, weil er durch die Pulverturm Explosion zu stark beschädigt worden war. Das älteste Andenken in der Kirche ist das hölzerne Marienbild mit dem Jesukinde auf dem Arme. Man nennt es das Bild unserer lieben Frauen vom Himmelreich. Es ist wohl schon über 1000 Jahre alt. Nach einer alten Legende ist das Bild eines Tages den Rhein hinunter getrieben und bei Düsseldorf aufgefunden worden. Es wurde in der alten Kreuzkapelle aufbewahrt. Eine andere Legende erzählt, daß Landbewohner die Statue in einem Nußbaum gefunden hätten. Aus diesem Nußbaum wäre dann der Altar der Kreuzkapelle gezimmert worden. Als im Jahre 1811 die Kapelle abgebrochen wurde, kam das Bild in die danebenstehende Kreuzherrenkirche, wovon die nächste Abhandlung erzählen wird. Sie wurde aber im Jahre 1812 für den Gottesdienst geschlossen. Das wundertätige Marienbild wurde darauf mit vielen anderen Sachen in die Lambertuskirche überführt, wo es jetzt in einem Altare links am Eingange zum Chor aufbewahrt wird.

Treten wir jetzt wieder aus dem andachtsvollen Dämmerlichte mit dem feinen Weihrauchnebel heraus auf die Straße. Der Nordwind pfeift um die alten Häuschen und rauscht in den Zweigen der Lindenbäume, die Gott weiß wie lange schon um die Kirche herum stehen. Sie sind die Überreste des alten Kirchhofs, der früher, wie das so üblich war und bekanntlich jetzt noch auf Dörfern so ist, die Kirche umgab. Vor noch nicht langer Zeit hat man bei Kanalarbeiten, glaube ich, eine große Menge Schädel und Gebeine gefunden, die dann karrenweise fortgeschafft worden sind. Ein ehrwürdiges Denkmal und hervorragendes Kunstwerk aus dem 16. Jahrhundert ziert noch das sonst schmucklose Äußere der Kirche. Es stellt in Stein gehauen die Kreuzigung Christi dar. In der Mitte hängt an einem einfachen Kreuz die lebensgroße Gestalt des Erlösers, ihm zu Seiten die beiden Schächer. Zu seinen Füßen seine Mutter und sein Lieblingsjünger Johannes. Über dem Ganzen liegt ein Hauch stiller, wehmutsvoller Ruhe, die jeden Beschauer gefangen nimmt.

„Sanatorium Rotenstein"

Novelle von E. von Weitra.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Seit Ellen den Boden von Rotenstein wieder unter den Füßen fühlte, empfand sie plötzlich das ganze Entsetzliche ihrer Lage — das Gräßliche der Ereignisse, die durch ihre Schuld heraufbeschworen waren! Eine tiefe, jähe Scham kam über sie! Eine trostlose Angst und Verzweiflung vor alledem, was jetzt kommen würde.

Der Regen rauschte unterdessen auf das Lederdach des Wagens hernieder — trostlos — unaufhaltsam — —

„— Steig' aus." Es war die Stimme ihres Mannes, die sie aufschrecken ließ. — Er hatte den ganzen Tag noch nichts zu ihr gesprochen.

Aber dann wandte sie umso heftiger das schamerglühende Gesicht hinweg, — eine Schlaffheit kam über sie — eine tatenlose, gebrochene Unentschlossenheit — —

„Ich kann nicht," murmelte sie und sank widerstrebend in sich zusammen.

Eine wilde Ungeduld packte ihn. Und mit einem Male hatte er sie mit beiden Armen aus dem Wagen gezogen. Die Treppe hinauf trug er sie — über den Korridor — bis in sein Zimmer . . . Dort auf seinem eigenen Ruhebett ließ er sie hingleiten — sein Atem ging stark von der äußeren und inneren Anstrengung.

„Da," sagte er, „da — da bist Du."

Er sagte es wie im Selbstgespräch. Dann ging er mit großen, rastlosen Schritten durch das anstoßende Zimmer hin und her — immer hin und her . . . .

Drunten schrillte eben das Glockenzeichen, das die Gäste des Sanatoriums zum Abendessen in den hellerleuchteten Speisesaal rief.

Der Doktor blieb stehen . . .

„Du hast fünf Minuten Zeit, Dich zurechtzumachen," sagte er kurz.

Ellen öffnete weit die verweinten Augen.

„Was soll ich," murmelte sie.

„Dich zurechtmachen; wir gehen sofort zum Abendessen hinunter."

„Gustav", schrie sie auf. „Gustav — das ist unmöglich! Das wirst Du nicht tun! Das kann ich nicht!"

„Ob Du kannst oder nicht, das ist mir vollkommen gleichgültig," sagte er mit eisiger Kälte und Gelassenheit. „Ich verlange, daß meine Frau heute abend neben mir an der Tafel sitzt, wie sich das gehört — und meine Gäste unterhält! Es ist mir überhaupt keinen Augenblick zweifelhaft, daß das so sein muß, und daß es daher auch unbedingt geschehen wird."

Sie lag einen Augenblick sprachlos. Dann schlug sie mit den Händen um sich wie eine Kranke. „Gustav — ich glaube — Du — Du bist verrückt geworden!"

„Durchaus nicht", entgegnete er kalt. „Uebrigens," er wandte das Gesicht voll zu ihr herum, „ist es das letzte, was ich von Dir verlange, von morgen an kannst Du machen, was Du willst, und tun und gehen, wohin Du irgend willst!"

Sie sah ihn öde an. Sie verstand ihn nicht.

Er zog seine Uhr heraus.

„Zwei Minuten hast Du noch Zeit. Dann werden wir gehen — oder ich müßte nicht Gustav Steinrodt heißen."

Sie war aschfahl — ihre Nerven waren in einem erbärmlichen Zustand — unten hörte man das erste Tellerklirren im Speisesaal.

Er streifte sie mit einem ganz flüchtigen Blick. Er sah, daß sie eigentlich nicht mehr konnte, wirklich nicht konnte, — — aber er hatte kein Erbarmen. Er empfand keine Spur von Mitleid. Selbst das objektive Gefühl des Arztes hatte in ihm aufgehört.

Auf seinem Leben, seinen innersten Gefühlen, seiner ganzen moralischen Existenz hatte diese Frau herumgetreten — nun wollte er eines von ihr zurück — nur eines: sein brutales Recht vor der Welt! Weiter wollte er nichts mehr von ihr!

Und dann erlebten die Gäste des Sanatoriums zu Rotenstein etwas Wunderbares — Sensationelles!

In dem hellerleuchteten Speisesaal erschien Doktor Steinrodt — seine Frau am Arm. Er schritt ruhig und sicher zu seinem Platz, geradeso, als ob die achtundfünfzig Stunden, die er von Rotenstein fern gewesen war, überhaupt nur ein Märchen gewesen seien. Und dann führte er die Unterhaltung — mit einer dominierenden Sicherheit, als seien seine Nerven in der allerangeregtesten Laune. Und es war sicherlich keine Kleinigkeit — denn es lag beständig eine peinliche Schwüle über dem kleinen Kreis, die Blicke schossen fortwährend nach der jungen Frau hinüber, die in marmorner Blässe mit geröteten Augenlidern dasaß, und alle Augenblicke drohte die Konversation unüberwindlich ins Stocken zu geraten.

Frau Lenz setzte alle ihre Kraft daran, dem Doktor zu helfen. Alles, was sie an Dankbarkeit für ihn besaß, das gab sie ihm in dieser Stunde in feinfühligster Weise zurück, wo sie fühlte, wie tief und schwer er selbst litt hinter der kühlen Maske, die er sich und der Welt vorspiegelte. Sie grub die allerunmöglichsten Hotelgeschichten aus ihrem letzten Schweizer Aufenthalt aus, erzählte endlose Anekdoten von leidenschaftlichen Bergsteigern und überängstlichen Damen, und berichtete dazwischen eingehend, daß der Sturm letzte Nacht einige Bauernhäuser in Rotenstein nahezu vernichtet hatte. Der Doktor dankte es ihr im Augenblick wenig; aber sie sah doch, daß sie ihm half, und das genügte ihr.

Als sie vierzehn Tage später Rotenstein verließ — mit einem dankenden Abschiedswort, veränderte sich plötzlich sein Gesichtsausdruck:

„Vielleicht habe auch ich zuweilen zu danken," sagte er rasch — fast hastig — und hielt einen Moment lang ihre Hand. Aber dann ging er gleich darauf so schnell von ihr hinweg, als bereute er schon wieder, was er gesagt.

Als Ellen an diesem Abend wieder in ihrem Zimmer angekommen war, wandte sich der Doktor zu ihr herum. Es war jetzt ganz ruhig.

„So!" sagte er. „Jetzt ist alles zwischen uns erledigt. Mit dieser letzten Nacht, die Du unter meinem Dache schläfst, hast Du Deine letzte Pflicht erfüllt. Morgen früh kannst Du gehen, wohin Du willst!"

Sie sah ihn unsicher an.

„Wohin — — was meinst Du, Gustav?"

„Daß Du gehen kannst, wohin Du willst. Zu Deinen Bekannten meinetwegen, — zu Deiner Freundin, — zu Tante Amalie nach G. — oder wo Du sonst hin willst! Bis der Scheidungsprozeß zwischen uns endgültig entschieden ist! Ich verzichte auf eine Frau, die nicht weiß, wo sie hingehört, und die in den Armen eines anderen —"

„Gustav!" schrie sie auf. „Sprich nicht weiter — es ist nicht wahr!"

Er preßte die Zähne zusammen.

„Und wenn er Dich nur geküßt hat, nur angesehen hat — — ich will keine Frau, die ich mit jedem ersten besten Straßenräuber teilen muß, und die ihren und meinen Namen durch den Kot zieht! Pfui! Ich danke dafür!"

„Gustav", sagte sie mit starrem Blick und verhaltener Entschlossenheit — „ich lasse mich nicht scheiden. Ich gehe nicht. Du hast Dein Recht behauptet — jetzt behaupte ich das meine auch. Daß Du's weißt: Ich gehe nicht. Ich bleibe hier."

„Das werden wir sehen. Wenn von morgen ab alle meine Leute den Befehl erhalten, Dir nicht mehr den schuldigen Respekt zu erweisen, dann werden wir sehen, ob Du noch Lust hast, zu bleiben. Ich bezweifle das!"

Er wandte sich ab und trommelte, in die Dunkelheit hinaussehend, mit der Hand gegen die Fensterscheibe.

„Das einzige, worauf ich bei Dir noch Anspruch mache, ist mein Kind! Darüber werden ja die Gerichte die nötige Entscheidung treffen! Weiter habe ich Dir nichts mehr zu sagen. Enden wir."

In der Nacht hörte der Doktor, daß Ellen aufstand und ins Nebenzimmer ging. Dort lag sie lange auf dem Sofa. Er hörte, daß sie schluchzte. Es tat ihm weh — vielleicht liebte er sie doch noch ein wenig — um des Kindes willen! Aber es änderte nichts an seinem Entschluß. Seine Seele war an tausend Ecken und Enden verletzt. Er verzieh nicht.

Am andern Vormittag war Ellen fort. Der Doktor stand am Fenster und sah den Furchen des Wagens nach, die in dem nassen, lehmigen Boden zurückgeblieben waren.

Hatte er vielleicht nicht Geduld genug gehabt mit dieser Frau? Was hatte sie doch gesagt: „Ich brauche so unsinnig viel Liebe! — und Du bist so kalt, Gustav."

War er kalt?

„Sie können zuweilen so hart sein, gegen sich selbst und gegen andere", hatte Frau Lenz gesagt.

Er zog düster die Brauen zusammen . . . . Ja, wenn ihn jemand verletzte, dann war er so. Dann wurde er es, hart und kalt! Aber wenn ihn jemand zu nehmen verstand, er war viel weicher, als die Leute dachten! — viel, viel weicher.

Der Doktor wandte sich brüsk herum und ging an seine Arbeit.

Er wollte vergessen. Er wollte die Energie haben, größer zu sein als sein Schicksal.

* * *

Sechs Monate später, der Prozeß schwebte noch immer — er war aus Rücksicht auf den Gesundheitszustand der jungen Frau vertagt worden — erhielt der Doktor durch seinen Rechtsanwalt die Mitteilung, daß Frau Ellen ihm einen toten Sohn geboren habe.

In heftigstem Schmerz und bitterster Enttäuschung preßte der Doktor die Lippen zusammen. Den ganzen Tag ging er in gedrückter Stimmung umher. Es traf ihn so hart, wie er es selber kaum geglaubt hatte!

Dann, gegen Abend, wurde er plötzlich ruhiger. Wenn dieser Knabe, wenn sein Kind etwa alle Fehler seiner Mutter geerbt hätte, wenn er bei ihm hätte etwa kämpfen müssen gegen diese Oberflächlichkeit, diesen gedankenlosen Leichtsinn, die ihm das ganze Leben vergällt und verdorben hatten, dann lieber nicht! Dann wollte er lieber verzichten! Es war wohl besser so.

— — — Wieder war eine ganze Reihe von Monaten ins Land gezogen. Draußen war es Winter geworden.

Eine glitzernde Schneelandschaft mit tausend malerischen Reizen umspann den Rotensteiner Park, und die Glocken läuteten das heilige Weihnachtsfest ein.

Auch im Sanatorium zu Rotenstein braunten die Lichte der Christbäume . . .

Oben in dem großen Saal waren die festlichen Tafeln gedeckt, an denen die Patienten und einige aus der Ferne zu ihnen geeilte Angehörige einander ihre Geschenke aufbauten. Die Kinder der Rotensteiner Sonntagsschule sangen unter Leitung der blonden Schwester Bertha einen Psalm, und die Bediensteten der Anstalt, wohl ein Dutzend an Zahl, empfingen mit andächtigem Dank ihre Gaben.

Die 180 Kerzen auf den beiden großen Rotensteiner Tannen brannten wundervoll, und prachtvoll sah es von draußen aus, wenn man im Park die verschneite Allee heraufkam wie jene einsame Gestalt da eben tat, und vom weitem das erleuchtete Haus sah, mit dem strahlenden Lichtglanz und den fernen, singenden Weihnachtsstimmen . . .

Der Doktor stand eben unter dem Weihnachtsbaum und hatte ein kleines, bescheidenes Paket geöffnet, das noch mit der letzten Post gekommen war.

Er hielt den ausgepackten Gegenstand sinnend in der Hand, mit den langwimperigen Augen wortlos darauf niedersehend und sein Gesicht trug wieder den Ausdruck von Weichheit und Güte. Ja, ganz gerührt sah er aus — der Doktor.

Es war ein Geschenk seiner Patientin, Frau Lenz, eine Schreibmappe, die in feiner Nadelmalerei vorn ein paar blasse Passionsblumen und auf der Rückseite den schlangenumwundenen Stab des Aeskulap zeigte. Eine bescheidene Gabe — aber beredt und wertvoll durch das Gedenken, das darin lag.

Nein — sie waren doch nicht alle herzlos und undankbar — die Menschen. Es gab doch noch einige —

Drunten schrillte die große Hausglocke.

Gleich darauf schlug der Hofhund mit lautem Gewinsel an.

Die Dienstleute waren alle gleich nach der Feier entlassen worden, so blieb dem Doktor nichts anderes übrig, als selbst einmal nach dem Rechten zu sehen.

Er löste eine brennende Kerze vom Weihnachtsbaum und stieg in den Hausflur hinunter. Der Hund heulte ununterbrochen.

Steinrodt hatte Mühe, die schwere Haustür zu öffnen; der noch am Nachmittag dicht gefallene Schnee hatte sich wallartig davorgetürmt und den ganzen, frisch geschaufelten Weg wieder bedeckt.

An dem dunkelen Türpfosten lehnte eine weibliche Gestalt — der Doktor erschrak, als er im unsicheren Licht der Kerze ihre Silhouette erkannte!

„Was willst Du hier?" fragte er hastig, mit düsterer Stimme.

Sie antwortete nicht gleich. Sie sah ihn nur unverwandt an, mit ein paar großen, verzehrenden Augen, denen er auswich.

„Was willst Du hier", wiederholte er rauh, „warum kommst Du? Hast Du irgendwelche Wünsche, die noch zwischen uns zum Austrag kommen sollen, so sage es. Aber sprich schnell. Die Kerze hier brennt nicht lange — und ich habe keine Lust, eine neue zu holen."

Es klang sehr hart.

Sie sah ihn noch immer an. Ihre Blicke tasteten förmlich über ihn hin, über seine Gestalt, seine Züge, sein Gesicht, bis zu den Augen hinauf, wo sie hängen blieben, obwohl er sie nicht ansah.

„Irgendwelche Wünsche? Nein, die habe ich nicht."

„Warum kommst Du dann!?"

„Weil ich's da draußen nicht mehr aushalte. Weil ich Heimweh habe — nach Dir und nach zu Haus."

„Hast Du?" sagte er herb „Das wundert mich! Es gab einmal eine Zeit, wo Du zwischen der Welt da draußen und diesem zu Hause keinen Unterschied kanntest. Wo Du jeden hergelaufenen Menschen mit Deinem Manne verwechseln konntest!"

Sie zuckte auf.

„Gustav — ich habe Dir schon mal gesagt — es ist kein Flecken an mir!"

Er starrte düster auf die Kerze in seiner Hand.

„Und mein Kind? Was hast Du mit meinem Kinde getan?"

„Ich kann nicht dafür, daß es starb! Ich habe an nichts gedacht, als daß ich mit ihm sterben wollte!"

„Sterben? Du — sterben? Warum?"

„Weil ich das Leben hasse! Weil's mich nicht mehr freut!"

Er lachte bitter.

„Das wundert mich!" sagte er mit kühlem, fast spottendem Ton. „Das Leben war doch so amüsant für Dich! Ich denke es mir sehr lustig — Dein Leben da draußen! Ohne einen brutalen Gatten neben Dir — und ohne irgend ein Gesetz, das Dich bindet; jeden Tag mit einem neuen — —"

„Gustav!" stieß sie hervor. „Tritt nicht herum auf mir!"

„Auf mir hast Du auch herumgetreten; alles, was mir heilig war, hast Du mir in den Schmutz getreten, — Du, die Frau! — an den Grundvesten meines Lebens hast Du gerüttelt!"

„Ich dachte, Du hättest mich mal lieb gehabt; ich dachte, es gäbe auch ein Verzeihen!"

„So etwas verzeiht man nicht! Nie!"

Sie stand still — regungslos — in dem eiskalten Luftzug, der von der Tür herüberwehte.

„Ja, dann will ich gehen," sagte sie leise. „Sieh mich noch einmal an, Gustav, es ist zum letzten Male, daß Du mich siehst!"

„Das glaube ich nicht," sagte er mit bitterem Spott. „Vielleicht einmal auf einer Schweizer Reise — in irgend einem Hotel — mit irgend einem Galan!"

„Hör auf, Gustav!" Ihre Augen brannten vor Zorn und Tränen. „Vielleicht, daß Du morgen viel darum gibst, wenn Du eines Deiner harten Worte zurücknehmen könntest! Adieu, Gustav!"

Sie war durch die Tür geglitten — hinaus in die Winternacht — er hörte noch von fern einen Ton — wie ein Aufschluchzen.

Die Kerze in seiner Hand war erloschen . . .

Nur draußen auf dem Schnee lag noch ein warmer, glitzernder Schein — der Widerschein der oben brennenden Lichte der Christbäume.

Der Doktor schloß mechanisch die Tür und tastete sich im Dunkeln die Treppe hinauf.

„O du fröhliche, o du selige" sangen oben die Kinderstimmen.

Er blieb stehen. Wo mochte Ellen wohl herkommen? Ob sie jetzt nach Rotendorf ging — allein? In der Dunkelheit? Die verschneite Chaussee? Es war wohl zwei Stunden weit — und kurz vor Rotendorf, an der Wegbiegung, lag der große Teich, der jetzt halb zugefroren sein mußte!

Der Doktor zuckte plötzlich zusammen: Was hatte sie doch gesagt? „Das Leben freut mich nicht mehr!" und „Sieh mich zum letzten Mal an, Gustav!" — Wenn sie sich ein Leides tat — wenn er ein zweites Menschenleben auf dem Gewissen — —

„Wo bleiben Sie, Doktor?!"

Oben empfing ihn wieder der Weihnachtsglanz. Aber er hatte keine Ruhe. Eine Viertelstunde später riß er den Braunen aus dem Stall und spannte ihn vor den Schlitten. Der Kutscher war fort; nur ein verschlafener Stalljunge half ihm dabei.

Zehn Minuten später glitt der dunkle Schlitten zum Hoftor hinaus und in die stille, weiße Winternacht hinein . . .

Der Doktor fuhr selbst. Es war keine Kleinigkeit. Die Chaussee ging hier stark abwärts, und dem Braunen waren die Hufe noch nicht geschärft. Er glitt alle Augenblicke aus auf dem flirrenden Schnee — das machte das Tier nervös — es war vollkommen in Schweiß gebadet, warf unruhig die Nüstern auf und scheute alle Augenblicke vor einem Schneehaufen oder einer schwarzen Pappel, die im gleitenden Licht der Schlittenlaternen gespenstisch am Wegrand auftauchte.

Dessen ungeachtet trieb der Doktor zu jagender Fahrt. Wenn er nur erst die große Chausseebiegung erreicht hatte — man konnte von dort den Rotendorfer Teich übersehen.

Ein leises Schneegeriesel begann und hing sich feuchtkalt mit weißem Reif in seinen Bart hinein. Sie hatte etwas Beängstigendes, diese schweigende, einsame Christnacht, mit ihrem stummen, verschwiegenen, vorwurfsvollen Gesicht!

Jetzt tauchten die Pappeln der Talsenkung auf — der Doktor erhob sich atemlos im Schlitten — — noch hundert Schritt und die Eisfläche des Teiches — —

War das der Ast einer Pappel, der dort im Winde auf- und niederflog — oder — —

„Ellen!" schrie der Doktor. „Ellen!"

Da tat der Braune einen jähen Satz zur Seite — glitt aus — überschlug sich, und in der nächsten Sekunde sauste der Schlitten kopfüber die steile Böschung hinunter.

Der Doktor fühlte nur noch, wie er im Sturz mit dem Rückgrat gegen die Schlittendeichsel schlug — dann verlor er jäh das Bewußtsein.

* * *

Es war am ersten Weihnachtsfeiertag. Im Sanatorium zu Rotenstein sah es ziemlich wüst und gestört aus. Der Doktor lag bewußtlos in seiner eigenen Klinik.

Ein Vertreter aus Göttingen war gekommen, hatte den Betrieb der Anstalt übernommen und den Patienten soeben ernstlich untersucht.

Er war eine Rippenquetschung und Rückenmarkerschütterung; wochenlanges Krankenlager, vollkommenste Ruhe!

Nun konnte der Doktor einmal von sich selbst aus alle Geduld anwenden, die er sonst oft so apodiktisch von seinen Kranken verlangt!

Aber er tat es auch. Er lag ganz ruhig — kaum daß er sich zu bewegen vermochte; nur in seinem Kopf raste und hämmerte es.

Nachts träumte er fiebernd —: er träumte dann, daß ein Frauenkleid mit fremdem Duft über sein Bett hinstrich — mit einem Duft, den er früher einmal gekannt —! Und eine Gestalt kauerte neben ihm und starrte mit angstvollen Augen in sein Gesicht —: „Wird er sterben?" fragte sie mit klappernden Zähnen . . .

Ellen Steinrodt wich nicht aus dem Krankenzimmer. Tag und Nacht war sie da. Sie wußte mit einem Male, was der Beruf der Frau sei! Sie hatte mit einem Male Talent und Geduld und Achtsamkeit für all die tausend kleinen Obliegenheiten dienender Liebe!

Sie hatte eine unsinnige Angst, daß er sterben könnte . . .!

— — Einmal, in der Nacht, schrak der Doktor auf . . . ein Kissen war ihm heruntergestürzt . . . er wollte die Schwester rufen.

Die lag beim mattten Schein der Nachtlampe im nahen Lehnstuhl und war eben leicht eingeschlummert. Aber jemand kniete neben ihm und schob ihm mit unsicheren Händen die Decken zurecht —! — und dann folgte ein zitternder Löffel voll Medizin.

Ellen sah ihren Patienten nicht an dabei; sie sah nur beständig nach der glitzernden, schwankenden Flüssigkeit, um nichts zu verschütten; dabei bemerkte sie nicht, daß der Kranke sie unverwandt anblickte — mit wachen, forschenden tiefen Augen —

Er nahm ruhig die Medizin.

„Warum bist Du gekommen?" fragte er leise . . . .

Sie schrak zusammen.

„— Willst Du, daß ich wieder gehen soll —?"

Es kam keine Antwort.

Sie hantierte leise zwischen den Flaschen —

„—Laß mich noch bei Dir, bis Du gesund bist, Gustav. Wenn Du gesund bist, will ich wieder gehen."

Es lag etwas rührend Torheitsvolles in diesem Satz. — Er empfand das auch — und es tat ihm wohl . . .

„Du ahnst nicht, was Du da sagst, Ellen. Vielleicht bleibe ich auf Jahre hinaus an den Rollstuhl gefesselt. Auf Jahre hinaus! Es ist nicht leicht, solch eine Krankheit! Für den Patienten nicht — und für seine Umgebung nicht! Man muß viel Geduld haben, Ellen, viel, sehr viel Geduld! — und viel, sehr viel Liebe!"

„Ich will", sagte sie leise, mit tiefem, dunkelem Erröten. „Und dann — vielleicht — in zwei, oder drei, oder zehn, oder zwanzig Jahren — Gustav, wie lange meinst Du, daß ein Mensch braucht, um zu vergessen und zu verzeihen?"

Er sah noch immer an ihr vorbei. Aber sein Gesicht war weich. „Ich weiß nicht, Ellen", sagte er. „Ich will es versuchen."

Da legte sie den Kopf auf seine Hand; die Tränen quollen ihr aus den Wimpern.

„Gustav — hab' mich doch wieder lieb!" flüsterte sie. „Willst Du, Gustav?"

An seinem stillen Gesicht, an dem weichen Ausdruck seiner Augen sah man, daß er wollte . . .!

Und dann kam eine Zeit, da tönte des Doktors leichter, elastischer Schritt wieder durch die Korridore der Anstalt!

Ein Jahr später schenkte Ellen ihm einen Sohn. Er war ganz das Ebenbild des Vaters.

Doktor Steinrodt brauchte sich nicht mehr zu beklagen über seine Frau . . . . Sie sah niemanden in der Welt an, außer ihren Mann. Sie wollte nur noch schön sein für ihn!

Und er fand sie auch schön —

Seine blauen Augen sagten es ihr — täglich!

Das Märlein von der Unzufriedenheit.

(Nachdruck verboten.)

Der Teufel saß an dem Waldesrain,
Schaute verdrossen, wie immer, drein,
So nit alltäglich, Stunde um Stund,
Den oder jenen er holen kunt

Saß ihm gegenüber ein altes Weib,
Just noch sein einziger Zeitvertreib;
Brummelte in ihren Bart hinein,
Verwünschte den lieben Sonnenschein
Und die glühende Hitze, die Tag für Tag
Seit Wochen auf Wiesen und Feldern lag.
Denn die Alte im schäbigen Kleid
War eben Frau Unzufriedenheit,
Die allzeit gallig und herb von Gemüt
Seit Urväterzeiten die Welt durchzieht.

Gefiel dem Teufel absunderlich,
Dieweil sie seiner Großmutter glich.
Und als ihr Gekeif sie nimmer ließ ruh'n,
Mochte er einen Gefallen ihr tun:
Beschwor noch in selbiger Stunde Verlauf
Einen richtigen kalten Regen herauf,
Der niederrauschend so Tag wie Nacht,
Alsbald der Hitze ein Ende gemacht.

* * *

Und wieder saßen am anderen Tag
Die beiden draußen im träufelnden Hag.
Der Teufel vergnügt, denn er hatte noch spät
Einem alten Wuch'rer den Hals umgedreht —
Die Alte verschnupft und in giftiger Wut,
Von wegen der rinnenden Regenflut.
Gestern tät über die Hitze sie klagen,
Heut wollte die Kühle ihr nit behagen,
Und muffelte, schnuffelte, keifte wie toll,
Daß endlich dem Satan die Galle schwoll:

„Was soll," so schrie er, „Dein ew'ges Gebell,
Du alte Hexe? Mach fort Dich zur Stell,
Du Höllenbraten — Du wandelnde Plag',
Der selbst der Teufel nit recht tuen mag!"

Und als sie höhnisch 'ne Fratze ihm schnitt,
Den Satan nunmehr nit länger es litt,
Krallte grimmig die Keiferin — und
Fuhr mit ihr hinab in den höllischen Schlund.

* * *

Doch am dritten Tag nach der grausigen Hatz,
Saß die Alte wie früher auf ihrem Platz,
Auf der Gotteserde — am Waldesrain —
Und brummelte wieder ins All hinein,
Denn des Teufels Großmutter selbst hielt, o Graus,
Ihr Nörgeln, Brummen und Keifen nit aus,
Und hatte sie, bis zum Bersten geplagt,
Mit dem Besen aus der Hölle gejagt.

Sonach aus dem alten Märlein erhellt:
Die Unzufriedenheit blieb in der Welt.
Und man hegt und füttert sie Jahr um Jahr
Und ist doch zuwider dem Teufel sogar!

Fritz Brentano.

Unsere Bilder.

Der Genremaler Professor Eduard Grützner feiert am 26. Mai seinen sechzigsten Geburtstag. Seine humorvollen Bilder, von denen manche unsern Lesern bekannt seinen werden, beschäftigen sich zum großen Teil mit dem Klosterleben. Er schildert das beschauliche Dasein der Mönche in schnell volkstümlich gewordenen Bildern voller Witz und behaglicher Laune. Auch dem Jägerleben weiß Grützner die humoristische Seite abzugewinnen, in Bildern wie: Jägerlatein, Schwere Wahl, Sonntagsjäger u. a. Zu den Werken verschiedener Klassiker hat er Illustrationen, bald Zeichnungen, bald Gemälde geliefert, und der dicke Falstaff ist eine seiner Lieblingsfiguren. Die moderne Kunstbewegung hat Grützners Schaffen etwas in den Hintergrund gedrängt, aber wer nur einmal Gelegenheit hatte, seine Studien zu betrachten, wird mit Erstaunen bemerken, daß Grützner durchaus nicht nur der gemütvolle Humorist, der sichere Zeichner ist, sondern daß er auch über hervorragende rein malerische Qualitäten verfügt. — Für die übrigen Bilder verweisen wir auf den besonderen Artikel „Die Lambertuskirche".

Allerlei.

[Furchtbare Strafe.] Dichter: Was hast Du mit dem Dieb, den Du in Deinem Zimmer erwischtest, gemacht? — Lehrer: Er mußte den großen Monolog aus dem dritten Akt Deines neuen Dramas auswendig lernen und erst, nachdem er ihn fließend konnte — dann habe ich ihn gehen lassen!

[Boshaft.] Erster Lebemann: Also der Weinhändler, den Du doch so viel schuldest, kommt nicht mehr mahnen? — Zweiter Lebemann: Nein, dem habe ich es gründlich abgewöhnt, ich habe ihn immer, so oft er mahnen kam, von seinem Weine vorgesetzt!

[Naiv.] Patient: Ich hätte gern, weil ich gerade hier in der Gegend bin, dem Doktor meinen Kehlkopf gezeigt; da er aber nicht zu Hause ist . . . — Diener: Hierlassen können Sie ihn wohl nicht?

Passende Variante.

„Sparen Sie sich jede Mühe, mein Lieber, Sie wissen, daß ich prinzipiell keinen Vorschuß gebe."

„Ja, ich weiß — du bist der Geiz, der stets verneint."

Gedankensplitter.

Gar vieles kann der Mensch vollbringen,
An nützlichen und schönen Dingen.
Wie schwer auch manche Künste, doch
Sie auszuführen weiß er noch.
Vermag er's aber, andere zu sehen,
Wie große Dummheit sie begehen,
Und läßt darob kein Wörtlein fallen,
So ist's die schwerste Kunst von allen.

Ein berühmter Maler tat in der Hitze des Gesprächs den paradoxen Ausspruch: „Selbst schlechte Bilder müssen von guten Meistern gemalt sein, wenn sie etwas taugen sollen!" Hierin liegt eine tiefe Wahrheit, denn selbst die mißlungenen Werke eines bedeutenden Geistes tragen in sich den Funken des Genies, welcher den besten Werken eines bloßen Talentes abgeht.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.